

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(33. Fortsetzung.)

„Aber lieber, besser Freund“, schob hierauf zu ihm zu, „zu meinem unendlichen Leidwesen höre ich eben, daß Sie uns heut Abend Ihre unerschütterbare Gegenwart graufamer Weise entziehen wollen. Meine Frau ist ganz untröstlich darüber.“

„Das bedauere ich in der That“, sagte der Rittmeister kalt, „unaufschiebbare Geschäfte verhindern mich indeß, da ich in nächster Zeit wieder länger abwesend sein werde.“

„Sie wollen wieder auf Urlaub gehen?“ fragte Herr v. Zühbig rasch, und innerlich frohlockte er dabei über die frisch aufgefangene Neuigkeit.

„Ja“, erwiderte der Rittmeister, der den Grund nicht ahnte, weshalb sich der Baron in solcher Weise dafür interessierte.

„Auf Ihre Güter?“

„Wahrscheinlich — apropos, haben Sie lange nichts von Ihrem Freunde Baron Hugo v. Silberglanz gehört?“

„Von meinem Freunde?“ fragte Herr v. Zühbig, dem dieses Epitheton in Verbindung mit sich und im Munde des stolzen Grafen eben nicht angenehm war, „ich weiß gerade nicht, daß Baron Silberglanz zu meinen speziellen Freunden gehörte. Er ist ein feinsinniger Mensch und einmal in die Gesellschaft eingeführt, so daß man ihn nicht gut umgehen kann, aber...“

„Wenn Sie ihn wiedersehen sollten, und ich wäre vielleicht nicht hier“, sagte der Graf, „bitte, so grüßen Sie ihn doch von mir.“

„Von Ihnen?“

„Ja, er wird schon wissen, was es zu bedeuten hat.“

„Zu bedeuten hat?“ wiederholte der Baron immer erlaunter, „ich gebe Ihnen mein Wort...“

„Ihr Wort?“ fragte der Graf, ohne ihn ausreden zu lassen, „geben Sie das nicht auch manchmal leichtfertig, Herr Intendant?“

„Ich will nicht hoffen“, sagte Baron v. Zühbig rasch, aber doch mit einem etwas unbehaglichen Gefühl, das ihm sein Gewissen in diesem Augenblick aufdrängte. — „Haben Sie — haben Sie etwas mit Silberglanz gehabt?“

„Ich — nicht das Mindeste — ich kenne den Baron gar nicht“, sagte Graf Geyerstein gleichgültig. „Der Baron hat, wie ich erfahren, ein kleines Abenteuer gehabt, das er Ihnen aber wohl lieber nicht ausführlich erzählen wird.“

„In der That? Sie machen mich unendlich neugierig!“ rief Baron Zühbig gepannt. „Sie würden mich sehr verpflichtet, wenn Sie dann die Gnade haben wollten...“

„Ihnen mir leid, Herr Baron, nicht im Stande zu sein, Ihnen darin zu willfahren; ich bin auch nur oberflächlich davon unterrichtet. Vielleicht kann Ihnen Ihr Drakel darüber Auskunft geben.“

„Mein Drakel, bahaha! Herr Graf, Sie sprechen heute in lauter Räthseln. Wen verstehen Sie unter meinem Drakel?“

„Fräulein Francisca v. Zahbarn.“

„Bahaha!“ lachte Baron v. Zühbig, aber das Lachen kam nicht recht aus seinem Herzen, denn er fühlte, daß Graf Geyerstein mehr wußte, als er eigentlich sollte — ja, was noch schlimmer in diesem Augenblicke war, mehr als er selbst. — „Sie sind göttlich, Graf, aber — furchtbar boshaft, daß Sie die arme Zahbarn zu einem Drakel machen wollen. Kommen Sie — leichten Sie — wir gehen dort in den Keller hinunter und trinten eine Flasche Wein“ — und damit sah er den Grafen unter den Arm, ihn mit sich fortzuziehen; die Geschichte von Silberglanz dürfen Sie mir gar nicht vorenthalten. Sie haben mich damit auf die Fokker gespannt.“

„Es ist graufam, Sie darauf liegen zu lassen, Herr Baron“, sagte der Graf ruhig, „aber ich werde dazu gezwungen sein. Den ausführlichsten Bericht kann Ihnen jedenfalls Herr Hugo v. Silberglanz selber geben, und Sie müssen sich auf den verlassen. Ich bitte, daß Sie mich entschuldigen — ich habe Eile.“

„Sie wollen in der That nicht einen Augenblick mit mir...“

„In der That nicht — guten Abend, Herr Baron“, und der Graf neigte sich leicht, während er sich von Herrn v. Zühbig abdrehte und die Straße hinunter schritt. Herr v. Zühbig blieb in einer höchst unbehaglichen Stimmung zurück.

Graf Geyerstein suchte indeß den Kriegsminister v. Kallpfen auf, um diesem sein Anliegen vorzutragen; Excellenz mußte aber gerade in eine Session und ließ den Grafen bitten, morgen früh punkt zwölf Uhr wieder zu ihm zu kommen, da er ihm überdies etwas mitzutheilen habe.

So ließ sich denn für heute nichts weiter thun, und der Graf betrachtete den Abend damit, seine Briefschaften zu ordnen, alle Correspondenz zu verbrennen, wichtige zu verstiegeln und einige notwendige Briefe außerdem zu schreiben. Am nächsten Morgen war er wieder früh auf und setzte seinen Burschen Karl in nicht geringes

Erstaunen, als er ihm befahl, seine Koffer herbeizuholen und sämtliche Kleidungsstücke zu reinigen, sowie zum Packen bereit zu halten. Karl schüttelte heimlich mit dem Kopfe, denn das paßte nicht zu dem erwarteten Besuche. Er war aber ein zu guter Diener, weiter zu fragen, und ging an seine Arbeit.

„Wann kommt der erste Zug?“ rief ihm der Graf nach.

„Woher, Ein Gnaden?“

„Von Berlin.“

„Ah so — der wird jetzt herein sein, oder doch gleich kommen. Da unten hör' ich schon die Droschken — er muß schon da sein.“

„Es ist gut.“ — Wolf trat an's Fenster, und Karl ging hinaus, seine Aufträge auszuführen.

Eine lange Reihe von Droschken kam die Straße daher, die eingetroffenen Fremden in die verschiedenen Hotels zu fahren. — Eine davon lenkte nach seiner Thür zu und hielt. Ein Mann in einem grünen Rock saß neben dem Kutscher vorn auf dem Bock — er sah herauf — es war der alte Fortswart Barthold von Schildheim, und Wolf slog nach der Thür, den Bruder zu begrüßen.

„Karl! Karl!“

„Gnädiger Herr!“

„Schnur — die Gäste sind da — schnell das Gepäd herauf!“

Rasche Schritte nahen von der Stiege her, Wolf trat in sein Zimmer zurück, in der ersten Begrüßung nicht von Fremden gestört zu werden, und wenige Minuten später lagen sich die Brüder in den Armen.

„Gott grüß' Dich, Georg — Gott grüß' Dich tausendmal, und herzlich willkommen hier bei mir! Wo find die Kinder?“

„Mein guter, guter Wolf! — sie kommen nach; der alte Barthold bringt sie mit ihrer Erzieherin die Treppe herauf.“

„Den Alten hast Du von Schildheim entführt?“

„Ja — nur bis hierher. Ich mußte Jemanden des Pferdes wegen bei mir haben, und er weiß mit Pferden besser umzugehen, als ich ihm zugetraut. Du hast wohl Jemanden, um den Rappen vom Bahnhof abholen zu lassen?“

„Gewiß! Nun mache es Dir bequem und rube Dich aus! Wir haben viel, sehr viel mit einander zu besprechen. — Karl — wo steht der Bursche wieder? Karl, daß die Kinder mit der jungen Dame gleich ihr Zimmer bekommen — es ist Alles in Ordnung, Georg; ich habe auch eine Frau, eine ganz tüchtige Person besorgt, damit die Kleinen für die Zeit ihres Aufenthalts hier ordentliche Verpflegung erhalten. — Ein Jungeselle ist sonst nicht darauf eingerichtet.“

„Wir wollen Dir nicht lange zur Last fallen.“

„Darauf später — und nun erst her zu mir“, sagte er, indem er die Thür schloß, dann auf den Bruder zugehend und ihn umarmte und küßte und wieder küßte. — „Du armer, armer Georg, was hast Du ertragen müssen, und doch bei Alledem so brav, so macker Dich gehalten! Jetzt bist Du wieder der Unfere. Du darfst Jedem frei in's Auge schauen, und — wir trennen uns auch jetzt nicht mehr.“

„Mein braver Wolf!“ rief Georg, ihn fest an sich pressend. „Du treuest, brüderliches Herz! — Ueber meine Pläne sprechen wir nachher. Doch was fehlt Dir? Du siehst verändert aus, seit ich Dich nicht gesehen.“

„Nichts — ein leichtes Unwohlsein. — Und wie geht es Deinem Kinde, und was ist heute Morgens so Besonderes vorgefallen? Apropos, da draußen standen Koffer; ist Jemand zu Dir gekommen, oder willst Du verreisen?“

„Beides — wenn auch nicht gleich, da ich Dich jetzt hier habe.“

„Aber, Wolf, Wolf“, sagte die alte Dame, ihn mit wachsender Unruhe betrachtend — „was fehlt Dir? — bist Du krank gewesen? — Deine Wangen sind bleich und eingefallen; Deine Augen liegen tief in ihren Höhlen und haben das Feuer nicht mehr, das sie früher hatten. Ist etwas vorgefallen? — Laß mich's wissen, Wolf — sonst“, setzte sie herzlich hinzu, „war ich ja doch immer Deine Vertraute.“

„Vorgefallen ist allerdings etwas“, lachte Wolf, der ihre Aufmerksamkeit von sich abulenken wünschte, „aber nichts, was mich niederdrücken könnte. Ein leichtes Unwohlsein hat mir vielleicht für den Augenblick die sonst lebendigere Farbe genommen — weiter nichts.“

„Rein, mein Kind“, sagte aber die alte Dame, denn das Mutterauge sah schärfer, als das der Andern, „das ist mehr, als ein leichtes Unwohlsein. Du warst entweder ernstlich krank, Wolf, oder irgend ein geheimer Kummer nagt Dir am Herzen. Du kannst mich nicht täuschen. — Habe ich Dein Vertrauen verloren, Wolf?“

„Rein, liebe Mutter, gewiß und wahrhaftig nicht, und Du sollst später Alles erfahren, was geschehen, aber nicht jetzt — nicht in diesem Augenblick, wo ich Dir nur Freundes zu verstanden habe. Erst sage mir aber, wo Du absteigst bist.“

„Im Ruffischen Hofe.“ Wolf wollte Niemandem zur Last fallen. Katholens hatten mich allerdings in früherer Zeit abeten, wenn ich einmal wieder nach *** käme, ihr Haus als das meine zu betrachten, und es sind liebe,

gute Leute; ich habe es aber doch vorgezogen, ein Hotel zu wählen. Bleibe ich länger hier, was leicht möglich ist, so quartiere ich mich vielleicht bei Dir ein — wenn Du mich nämlich haben willst.“

„Gute Mutter!“

„Es ist mir in der letzten Zeit“, fuhr die alte Dame fort, „recht weh und einsam zu Hause geworden. Ich weiß eigentlich selber nicht, wie es kam, aber — Alles schien mir wie ausgestorben um mich her, und alte trübe Gedanken gewannen mit jedem Tage, so viel ich mich auch gegen sie wehrte, mehr Gewalt über mich. War es die Wiederkehr des Jahrestages, an dem unser Georg damals verstarb, so legte sie leise und schmerzlich hinzu, „ich kann es nicht sagen, aber eine Sehnsucht ergriff mich nach Dir, mein Wolf, nach meinem einzigen Kinde, das mir noch geblieben, der ich endlich nicht länger widerstehen konnte. War es eine Ahnung, Wolf? — Du hast vielleicht gerade in der Zeit gefürchlich krank gelegen, ohne Deine Mutter ein Wort davon wissen zu lassen und sie an Dein Lager zu rufen?“

„Rein, liebe Mutter“, sagte Wolf mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme, denn ihn drängte es, den Sohn wieder an das Herz der Mutter zu führen. „Ich nicht, aber dennoch hat Dich Deine Ahnung nicht getäuscht. Ein Anderer lag schwer krank daneben, wenn auch nicht an Körper, doch an Geist, und ist jetzt vollständig und froh genesen. Mutter — liebe Mutter — bist Du stark genug, eine recht große Freude zu ertragen?“

„Wolf!“ rief die alte Dame, und Leichenblässe bedeckte in dem einen Moment ihre Züge — „ich — ich kenne nur eine große Freude in der Welt.“

„Wolf“, fuhr sie fort, „weißt Du — weißt Du von Georg?“

„Er lebt“, sagte Wolf leise, die Mutter dabei umfassend.

„Er lebt? Gott sei ewig gelobt, und seinen Segen auf Dein Haupt, mein Kind, für diese Kunde — und — geht es ihm gut?“

„Ja, Mutter — er wird kommen — hierher.“

„Hierher? wann, Wolf, — wann?“

„Bald — recht bald. Er hat viel gelitten und ertragen, aber die früheren Fehler auch bereut und abgehülft — wirst Du ihm verzeihen?“

„Fragt Du das die Mutter? Vater im Himmel, meine ganze Seele drängt hin nach dem verlorenen Kinde. Oh, er ist hier, Wolf, quäle mich nicht länger; ich bin stark — ich bin kräftig. Die Freude tödtet nicht, da es die langen Jahre der Schmerzen, der bitter nagende Schmerz nicht vermochte. Oh, laß mich hin zu ihm!“

„So rasch geht es nicht, Mutter“, lächelte Wolf unter Thränen, indem er mit Gewalt nach Haßung rang. „Ich will ihn rufen lassen; er selber hat ja noch keine Ahnung von Deiner Nähe. Bleibe indeß hier — ich bin bald wieder bei Dir.“

„Und Du kehrtst bald zurück? — mit ihm?“

„Noch weiß ich ja nicht, ob ich ihn gleich finde — aber heute noch sollst Du ihn sehen — gewiß. Sammle Dich, Mütterchen, bis dahin. Du wirst große Freude an ihm haben, denn er ist ein wackerer, braver Mann geworden in der Zeit.“ — Und selber zitternd vor Freude und ängstlicher Erwartung, verließ Wolf das Zimmer, den Bruder auf dieses Wiedersehen vorbereitend. Alles, was ihn selber drückte und beengte, hatte er auch deraußen, vergessen in dem einen frohen Gedanken, der Bruder — die Mutter wieder vereint, glücklich, zufrieden zu sehen. Das Andere lag Alles entfernt, und mit dem Gefühl der eigenen Kraft, dem Bewußtsein, gut und treu gehandelt zu haben, hob sich ihm die Brust froh und leicht, und er empfand das reinste, schönste Glück dieser Welt: im eigenen Entfagen eine gute, edle That gethan zu haben.

Doch wer könnte mit Worten dieses Wiedersehen schildern — die Seligkeit, die jetzt die Herzen dieser guten Menschen füllte! Georg lag vor der Mutter auf den Knien, seine Arme um sie geschlagen, sein Antlitz an ihrem Herzen bergend, und während sie das liebe Haupt wieder und wieder küßte, fielen heiße Thränen in die dunkeln Loden des Sohnes. Wolf war Zeuge dieses ersten seligen Augenblickes, dann aber verließ er leise das Zimmer, die Glücklichen nicht zu stören, und als er wieder, Josephinen an der Hand, zurückkehrte, sah die Mutter neben ihrem wiedergefundenen Sohne, ihre beiden Hände fest um seine Rechte geschlossen, als ob sie ihn jetzt festhalten und wahren wollte für alle Zeiten; sie schaute in seine treuen, klaren Augen und wurde nicht satt ihn anzusehen und die lieben Laute seiner Stimme zu hören. Was er sprach, verstand sie freilich nicht, die Töne verschwammen ihr wie ferner Glodenklang vor den Ohren, aber sie hatte ihn wieder — sie hielt seine Hand, sie hörte seiner Stimme Musik, und jeder ihrer Athemzüge war ein Dankgebet zu Gott. Und da die Enkelin zitternd fuhr sie von ihrem Sitz em-

por, und Josephine, schlüchtern halb, halb ahnungslos dem süßen, ungekannten Klange des Wortes Großmama entgegenlaufend, glitt zu ihr hin, die Hand der ihr noch fremden Dame zu fassen, und küßte sie von ihren Armen umschlungen, küßte sich emporgewogen zu ihr und geherzt und geküßt, und weinte still jetzt an der neuen Mutter Brust. Wie aber nur der erste Freudenrausch vorüber war, da faßte sich Georg zuerst, und mit kurzen Worten, kein Hehl der Mutter gegenüber haltend, schilderte er ihr klar und einfach sein früheres Leben, sein verzweifelnbes Herz, den kindischen Trost, der ihn in eine falsche, wilde Bahn geworfen, bis seines Bruders treue Liebe ihn daraus errettet und ihn sich selber wiedergegeben habe. Dann beschrieb er sein Leben auf Schildheim, wie er dort aekämpft und gerungen, die Seinen mit sich emporzuhoben aus ihrer früheren Lage, und wie ihm das mißglückt. Der Gattin Flucht dann beschrieb er — seine Veranstellung bei dem Verluste des Kindes, und wie er, zum Neufahrten gestrieben, das Aeußerste auch bewagt, es sich zu retten. Jetzt sei er frei — das frühere Leben liege wie ein Traum hinter ihm; ein neues aber zu beutmen brauche er frischen und freien Boden, wo nichts ihn an die früheren Ketten mahne, die er getragen. Das durchzuführen, küßte er die Kraft in sich, und sei das Ziel, das er sich steckt, auch weit, er hoffe es zu erreichen und sich selbst dort wiederzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Persiens Außenhandel.

Durch Rußlands Vorgehen gegen Persien, ist das Interesse für dieses Land mit seinen ungefährl. 9 1/2 Millionen Einwohnern gelenkt worden. Da ist es dem statistischen Bureau des Handelsdepartements zeitgemäß erschienen, eine Uebersicht über den persischen Ein- und Ausfuhrhandel zu veröffentlichen, der zur Zeit noch nicht groß ist, aber sich doch in den jüngsten Jahren rasch entwickelt hat.

Persiens Handel mit den Ver. Staaten belief sich im Fiskaljahr 1911 auf \$11,077,502, unser Import an persischen Waaren war \$1,055,603 und unsere Ausfuhr dahin nur \$21,889. Geringe wie diese Werthe sind, so find sie doch größer als in einem früheren Jahre. Im Jahre 1909 hatte unsere Einfuhr aus Persien einen Werth von etwa \$350,000; 1910 hatte er sich auf etwa \$700,000 verdoppelt, und im vorigen Jahre schon eine Fünftel überstiegen. Unser Export besteht hauptsächlich aus wollenen Teppichen und Teppichwolle; erstere hatten im verfloffenen Jahre einen Werth von \$944,561 und letztere \$82,624. Unser Export dorthin bestand fast nur aus Stahlfabrikaten verschiedener Art.

Von Persiens Gesamt-Außenhandel bildet der mit den Ver. Staaten nur einen sehr geringen Theil. Amtliche Berichte liegen nur bis zum Jahre 1909 — 10 vor. Danach betrug die dortige Einfuhr im ganzen 442 Millionen Kran (1 Kr. nominell gleich 1 Franc, aber tatsächlich nur etwas über 3/4 Kr.) Sie war also etwa 40 Millionen Dollars wert. Mehr als die Hälfte, 227 Mill. Kran, kommen aus Rußland, 153 Mill. aus dem britischen Reich, 17 aus der Türkei, 13 aus Frankreich, 10 aus Deutschland, und nur für 337,332 Kran aus den Ver. Staaten. Persiens Ausfuhr in jenem Jahre belief sich auf 372 Millionen Kran, ungefährl. 33 Millionen Dollars. Nach Rußland gingen für 263 Mill. Kr., 42 nach der Türkei, 31 1/2 nach dem britischen Reich, 9 nach Italien, 8 nach Frankreich, 5 1/2 nach China, und nur 2 1/2 Mill. nach den Ver. Staaten.

Baumwollstoffe, Zuder, Thee, Stahl- und Wollwaaren und Petroleum bilden die vornehmlichsten Einfuhrartikel Persiens. Im Jahre 1909—1910 wurden eingeführt an Baumwollwaaren 126 Mill. Kran, Zuder 107. Tse 23, Stahlwaaren 14, Garne 10, Petroleum 8 Mill. Kr., Kutzwaaren, Seide, Indigo und andere Farbstoffe, Mehl, Zündhölzer u. a. Waaren repräsentieren je von 5 bis zu 2 Millionen Kran.

Beim Export Persiens steht Rohbaumwolle mit 70 Mill. Kran oban. Dann folgen Früchte mit 53, wollenen Teppiche mit 48, Reis 24, Fische 21, Opium 18, Seiden-Cocons 17, Harze und Häute je 12, Wollse 9, Thiere (vorzugsweise Schafe und Ziegen) 8, Seidenstoffe 5, Häute 5 Mill. Kr. usw.

Vom Außenhandel kommt auf den Kopf der Bevölkerung weniger als \$8 (gegen \$38 in den Ver. Staaten, \$60 in Frankreich, \$55 in Deutschland und \$110 in Großbritannien.) Diese geringe Entwicklung des Handels erklärte sich zum Theil daraus, daß ein großer Theil des Volks ein Nomadenleben führt und Viehzucht treibt, so wie daß das Transportwesen noch sehr rückständig ist. Bis zum Jahre 1903 gab es nur 311 Meilen Landstrassen, die einigermaßen Anspruch auf die Bezeichnung Chaussees machen konnten,

und nach neuesten Berichten gibt es im ganzen Lande nur kaum 100 Meilen Eisenbahnen. Die Telegraphenlinien haben eine Länge von 6312 Meilen und Drahtlänge von 10,745 Meilen, welche 131 Stationen verbinden. Teheran ist die größte Stadt mit 280,000 Einwohnern, dann folgt Tabriz mit 200,000, Isfahan mit 80,000 Einwohnern. Die Zahl der in Persien lebenden Europäer wird auf weniger als 1500 angegeben.

Der Maschinenstreben.

Für eine Untersuchung über Maschine und Arbeiterseele hat ein Münchener Fachmann persönliche Mitteilungen von Maschinenarbeitern gesammelt und die Theile einiger Briefe, die vom Maschinenstreben sprechen, veröffentlicht. „Seit 22 Jahren stehe ich an einer Spezialmaschine zur Bearbeitung von Schirmstreben“, schreibt ein Schirmmacher aus Oshitas. „An der Maschine bewegen sich Hunderte von Gliedern und Gelenken zu gleicher Zeit. Dem Auge ist es gar nicht möglich, jeder Bewegung zu folgen. Der Eindruck, den ich zuerst davon hatte und der jeden Fremden erschüttert, ist der einer gewissen Bewunderung, aber auch zugleich einer Angestammtheit. Ich glaube, die Menschen wären besser daran, wenn nicht so viele Maschinen gebaut würden. Im allgemeinen ist meine Maschine nicht gefährlich, man müßte sich denn schon grobe Unachtsamkeit zuschulden kommen lassen. Wenn allerdings kann es vorkommen, wie ich das auch schon bei einem jugendlichen Arbeitsgenossen gesehen habe, daß ihm in einem Augenblicke die Hand zu einer unförmlichen Masse zerdrückt wurde. Da hilft kein Schreien. Das die Maschine einmal gefaßt hat, das läßt sie nicht mehr los. Mit Entsetzen sah ich die verthümelte Hand und den todtschönen Arbeiter, der wie wohnsinnig vor Schmerz sich auf der Erde wälzte. Ich werde mein Lebenlang den Eindruck nicht vergessen. Durch solche Unglücksfälle wird man hart wie die Maschine selbst. Will's nicht klappen, dann kann ich oft vor Wut mit dem Hammer drinschlagen, ganz gleich, ob dann etwas entzweibricht oder nicht.“

Andere Arbeiter erzählen davon, wie sie nichts von der Maschine träumen, erschreckt aufstehen und nur schwer wieder Schlaf finden. „Man findet, daß die Maschinenarbeiter viel aufgeregter und leichter zum Zorn zu reizen sind als die Handarbeiter.“ schreibt ein Münchener Maschinenist. Und ein Düsseldorf Glasmacher erklärt: „In einem Maschinenraum geht es immer etwas gedrückt zu. Schon beim Betreten beschleicht einen ein unbehagliches Gefühl, und nur das Klappen und Stoßen verräth ein todes Leben und Wirten. Meine Ansicht ist die: Lange bei Maschinen leben, ist langweiliges Sterben der menschlichen Gefühle.“

Gar mander Arbeiter haßt seine Maschine und noch der Ansicht eines Münchener Holzmaschinisten ist es für den Arbeiter vor allem nöthigen, die Feindschaft zwischen Mensch und Maschine zu erkennen. „Ich habe während meiner fünfzehnjährigen Thätigkeit in der gewerkschaftlichen Organisation die traurige Ueberzeugung bekommen, daß der Maschinenarbeiter über alle Fragen des allgemeinen Lebens leichter aufzuklären ist, als über die Nothwendigkeit des eigenen persönlichen Schutzes gegenüber den Gefahren der Maschinen.“

Am schlimmsten wird wohl die Holzarbeiter dran. Weit aus der größte Theil der Schreiner will nichts wissen von der Maschinenarbeit.“ schreibt ein Münchener. „Es geht keiner gern hin. Von 450 Maschinenisten an Holzmaschinen hier in München sind keine 10 Mann mehr, die noch ihre 10 Finger besitzen. Es ist das schon so alltäglich, wenn ein Unfall passiert, man denkt sich gar nimmer viel, außer es ist ein Unfall schwerer Natur, wie neulich, wo ein junger Schreinergehilfe dadurch verunglückte, daß auf eine runde 1/2 Zoll starke Holzscheibe Staspapier aufgelegt wurde, die Holzscheibe anstatt einer Kreisäge eingespannt wurde und die Maschine in Gang gebracht. Es sollte darauf Holz geflissen werden. Durch die schnelle Umdrehung, 3500 Touren in der Minute, zerprang die Scheibe und flog dem jungen Kerl an den Kopf, daß das Hirn herumspitzte. Diesen Tag war's vorbei mit der Arbeit. Jeder hat aufgehört. Etlche ganz. Ein eigenartiges Gefühl beschleicht einen, so eine gewisse Scheu vor einer solchen Maschine, wo kurz zuvor ein verunglückter. Einen solchen Kerren, sieht man von der Seite an und traut seinem heimtückischen Curren nicht recht.“

Wenn der kleine Kaiser von China seinen „Job“ verliert, ist er ja glücklicherweise immer noch jung genug, sich nach einer anderen lohnenden Beschäftigung umzusehen.

Wenn wir uns nicht beeilen, kommen uns am Ende noch die Chinesen mit der Paketpost zuvor.

„Herr Rittmeister, halten zu Gnaden, eine Dame ist draußen, die nach Ihnen fragt.“

„Eine Dame? — nach mir?“ rief Wolf erstaunt, des Bruders Arm loslassend, „das ist wohl ein Irrthum.“

„Rein, meine Mutter, gewiß und wahrhaftig nicht, und Du sollst später Alles erfahren, was geschehen, aber nicht jetzt — nicht in diesem Augenblick, wo ich Dir nur Freundes zu verstanden habe. Erst sage mir aber, wo Du absteigst bist.“

„Im Ruffischen Hofe.“ Wolf wollte Niemandem zur Last fallen. Katholens hatten mich allerdings in früherer Zeit abeten, wenn ich einmal wieder nach *** käme, ihr Haus als das meine zu betrachten, und es sind liebe,

gute Leute; ich habe es aber doch vorgezogen, ein Hotel zu wählen. Bleibe ich länger hier, was leicht möglich ist, so quartiere ich mich vielleicht bei Dir ein — wenn Du mich nämlich haben willst.“

„Gute Mutter!“

„Es ist mir in der letzten Zeit“, fuhr die alte Dame fort, „recht weh und einsam zu Hause geworden. Ich weiß eigentlich selber nicht, wie es kam, aber — Alles schien mir wie ausgestorben um mich her, und alte trübe Gedanken gewannen mit jedem Tage, so viel ich mich auch gegen sie wehrte, mehr Gewalt über mich. War es die Wiederkehr des Jahrestages, an dem unser Georg damals verstarb, so legte sie leise und schmerzlich hinzu, „ich kann es nicht sagen, aber eine Sehnsucht ergriff mich nach Dir, mein Wolf, nach meinem einzigen Kinde, das mir noch geblieben, der ich endlich nicht länger widerstehen konnte. War es eine Ahnung, Wolf? — Du hast vielleicht gerade in der Zeit gefürchlich krank gelegen, ohne Deine Mutter ein Wort davon wissen zu lassen und sie an Dein Lager zu rufen?“

„Rein, liebe Mutter“, sagte Wolf mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme, denn ihn drängte es, den Sohn wieder an das Herz der Mutter zu führen. „Ich nicht, aber dennoch hat Dich Deine Ahnung nicht getäuscht. Ein Anderer lag schwer krank daneben, wenn auch nicht an Körper, doch an Geist, und ist jetzt vollständig und froh genesen. Mutter — liebe Mutter — bist Du stark genug, eine recht große Freude zu ertragen?“